



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasilien.

R herausgegeben von der Evangelischen Pfarrekonferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

16. Jahrgang.

Blumenau, im Mai 1923.

Nr. 5.

Pfingsten.

„Ich will Wasser gießen auf die Durstigen und Ströme auf die Dürren; ich will meinen Geist auf deinen Samen gießen und meinen Segen auf deine Nachkommen, daß sie wachsen sollen wie Gras, wie die Weiden an den Wasserbächen.“ Jes. 44, 3 u. 4.

In ein liebliches Bild ist die Verheißung des Textes gefleidet. Wir in unsrem zweifach gesegneten Lande mit seinen immergrünen Wäldern und Wiesen wissen wenig von „Dürre“. Aber geh' in die Nordstaaten Brasiliens, Ceará und andere, wenn dort Strauch und Gras verdorrt, die Bäume vertrocknet und Mensch und Tier verschmachtet. Wie leidet und leidet dann alles nach einem gnädigen Regen. Etwas davon lernt wohl auch bei uns der Landmann kennen in Zeiten langer Trockenheit, wenn die Pflanzung unter dem Mangel an Feuchtigkeit verkommt. Was wären unsre fruchtbaren Felder ohne Gottes Regen?

Was für das Erdenaderland der Negen ist, das ist für das Herzensaderland der Geist des lebendigen Gottes.

Als ein Gnadenregen kam er an jenem ersten Pfingsttage. Das Aderland war dürr und durstete, aber doch in verschiedenem Maße und Grade. Das Herz der Jünger glich durchaus nicht einem dünnen Wüstenlande. Lange Jahre war es bearbeitet durch den Umgang mit ihrem Meister, und die Tränenstaat des Karfreitags war am Ostertag fröhlich aufgegangen. Ihr Glaubensleben keimte und grünte, aber die eigentliche Gotteskraft des Wachstums fehlte noch. Es wäre vertrocknet ohne den pfingstlichen Gnadenregen des heiligen Geistes.

Diese Gotteskraft zeigte sich in den Herzen der Jünger als eine Kraft des zuversichtlichen, freudigen Glaubens an die großen Taten Gottes. Es war die Kraft des Glaubens, der da sprechen konnte: „Dieser Jesus, den ihr gekreuzigt habt, den hat Gott auferweckt von den Toten. Dies sind wir Zeugen“ — und zwar freudige, unerschrockne Zeugen. Das war die Kraft des Geistes; nun war der Jünger Herzensader befruchtet und befeuchtet.

Nun trat auch die Pfingstverheißung in Erscheinung: „Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen.“ Solcher Lebensstrom floß auf die Herzen der 3000, die ihr Wort hörten und annahmen. Sie alle, wenn auch unter sich verschieden, glichen, von der Kraft des Geistes Gottes ergriffen, einem zuvor dünnen, nun durch milden Regen befruchtete Aderland. Und wie fröhlich darauf die Pflänzlein des Glaubens, der Freude, der Liebe grünten und blühten, das zeigt uns die Geschichte jener ersten Christengemeinde, eines gesegneten Gartens Gottesvoller Pracht und Zier.

Unser Blick soll aber heute nicht dabei stehen bleiben, sondern sich richten auf die ganze weite Christenheit, und dann wieder enger zurück, auf dein Herz. Zu Pfingsten pflegen wir volle Kirchen zu haben. Aber viele kommen da hinein mit einem dünnen, vertrockneten Herzen. Doch das sind nicht die

schlimmsten. Wenn sie sich nur sehnen nach einem Gnadenregen, so wollen wir uns solcher Herzen freuen. Aber die Dürren, die Gleichgültigen, die Verstößen, die Selbstgerechten! — — O daß sie alle rufen lernten: „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir“. Ob nicht die große Mehrzahl unserer Pfingstkirchgänger einem Wüstenlande gleicht? Ob nicht gar viele unter uns sind, bei denen das viele Predigen keine andere Wirkung hat, als wenn ein Sämann in die große Wüste Sahara ginge und dort mit großer Feigebigkeits seinen Samen ausstreute? Ist drum unser Predigen nicht hoffnungslos? Nein! Den Wüstenland kann zwar kein Regen fruchtbar machen, aber der Regen des Gottesgeistes kann nicht nur gutes Aderland befruchten zum rechten Wachstum, sondern er kann auch den Wüstenland des gleichgültigsten, unempfänglichsten Herzens empfänglich machen, — kann es zustande bringen, daß das dürre Land auch durstig werde. Daz er das kann und auch will, das ist unsere Pfingstfreude. Drum wollen wir nicht verzagen beim wehmütigen Blick auf so viel dürres Land vielleicht auch in deiner Herzen, die wir lieben — vielleicht auch in deinem eigenen Herzen, denn „Ich will Ströme gießen auf die Dürren“. Lge.

Ein wenig biblische Geschichte.

Unter diesem Titel ist am 6. April im Urwaldboten ein Aufsatz erschienen, welcher vielfach Aufsehen erregt und Widerspruch gefunden hat. Denn dieser Aufsatz stellt den Auszug aus Aegypten, der unter Mosis Führung stattfand, im Gegensatz zur Heiligen Schrift so dar, als sei es das Bestreben der Aegypter gewesen, die Juden auszutreiben, da dieselben unerträglich geworden seien. Im Anschluß daran werden die großen Männer des Alten Testaments, Abraham, Jakob, Joseph und David als minderwertig hingestellt.

Diese Auffassung des Urwaldboten ist nicht alleinstehend. Aus der Abneigung gegen alles Jüdische heraus, wie sie heute in einem großen Teile des deutschen Volkes herrscht, ist man vielfach, auch in frommen christlichen Kreisen, zu einer Abneigung des Alten Testaments gekommen. Was im Urwaldboten steht, ist von sehr ernst zu nehmenden Forschern gleichfalls behauptet worden. Gerade weil sie an Jesus Christus glauben und die Gotteslehre des Neuen Testamentes sich zu eigen gemacht haben, lehnen sie die nach ihrer Auffassung falsche Gottesauflösung des Alten Testamentes ab. Es gibt nach der Ansicht einer großen Anzahl von Theologen im Alten Testamente mehrere „Schichten“; die Bücher seien, so schließt man aus sprachlichen und anderen Untersuchungen, nicht in der Reihenfolge entstanden, wie sie in der Bibel stehen, sondern seien aus mehreren Teilen zusammengearbeitet. Ja, man stellt einen Gegensatz zwischen den „Josephstümern“, namentlich Ephraim, und dem Stämme Juda auf, und man behauptet, es gäbe zwei Traditionen, die eine, die israelitische, welche Joseph verherrliche, und die jüdische, die Juda wähle. Aus

dem Gegensatz zwischen Ephraim und Juda sei dann die Spaltung des Reiches unter Rehabeam und Jerobeam erfolgt. Ja, es gibt Forscher, welche behaupten, die Stämme, die im Reiche Israel lebten, seien mit dem Judastamme überhaupt nicht verwandt gewesen, die Israeliten seien arischen, vielleicht sogar germanischen Ursprungs, während der Stamm Juda ein Wüstenstamm arabischen Ursprungs sei. Die Israeliten hätten demgemäß auch eine ganz andere (nämlich indo-germanische) Sprache gesprochen, als das dem Arabischen unendlich nahe verwandte Hebräisch. Die Wirkung dieses Gegensatzes sei dann gewesen, daß der Heiland bei den Nachkommen der Israeliten, den Galiläern, die freundlichste Aufnahme gefunden habe, die Juden aber seien ihm feind gewesen. Aus den Galiläern seien seine Jünger hervorgegangen, der einzige Jude, Judas Iskariot, habe ihn verraten. So denkt eine Anzahl überzeugten Christen und kritisirt darum in schärfster Form die typisch jüdischen Männer des Alten Testaments, namentlich David.

Diese Auffassung setzt natürlich voraus, daß die Bibel nicht bis zum letzten Buchstaben Gottes Offenbarung sei, sondern daß sie, wenigstens im Alten Testament, eine von Menschen geschriebene, mit menschlicher Unvollkommenheit behaftete Geschichte des jüdischen und israelitischen Volkes sei. Von dieser Auffassung ist auch der Verfasser des oben genannten Aufsatzes ausgegangen. — Er hat, nicht den christlichen Glauben angreifen wollen, sondern die jüdische Auffassung Gottes, wie sie nach seiner Meinung aus manchen Stücken des Alten Testaments hervorgeht. — Uebrigens läßt sich, wie aus vielen Beispielen hervorgeht, eine Abweisung des Alten Testaments mit aufrichtigem Christenglauben sehr wohl vereinigen.

Trotzdem ist diese Auffassung des Alten Testaments durchaus falsch.

Abgesehen davon, daß in der Beurteilung dessen, was nun wertvoll und was zu verwerfen ist, der menschlichen Willkür ein gefährlich großer Spielraum gelassen ist, stehen doch auch alle Ergebnisse der Untersuchungen, auch derer des gelehrtesten Mannes, nicht fest, sondern haben im besten Falle eine gewisse Wahrscheinlichkeit, nie Sicherheit für sich. Zweitens aber liegt gar kein Grund vor, das Alte Testament zu beschuldigen, daß es für das Volk der Juden und für seine großen Männer einseitig Partei engreife. Es gibt, glaube ich, kein Buch, das im tiefsten Grunde unjüdischer ist als die Bibel. Die beiden großen Gedanken, die Jesus ausgesprochen hat, auf die aber schon das Alte Testament hinzielte, nämlich, daß Gott uns lieb habe, und daß wir um seiner Liebe willen die Nächsten lieben sollen, sind so unjüdisch wie denkbar. Jüdisches Denken ist es, das ein Leben nach dem Tode ablehnt und alles Heil auf jüdischer Grundlage und in jüdischem Glück sucht. Diese Gesinnung haben die Propheten bekämpft, diese Gesinnung hat schon Moses an seinem Volle getadelt, und diese Gesinnung trieb die Juden dazu, Jesum ans Kreuz schlagen zu lassen. Die Bibel ist eine einzige große Anklage gegen das jüdische Wesen; ich kenne eine fromme, bibelgläubige Frau, die aus ihrer Kenntnis der Bibel heraus den Juden gram geworden ist.

Aber die Bibel denkt auch gar nicht daran, die führenden Männer einseitig zu verherrlichen. Sie tadeln sie und gibt mit Schonungsloser Wahrhaftigkeit ihre Fehler zu. Wie werden die Fehler Jakobs und Davids ans Licht gezogen! Zugegeben sei, daß uns Jakob ein unerfreulicher Geselle ist, daß uns auch Joseph und David in vielerlei mißfallen. Aber nimmt die Bibel sie in Schutz? Sie haben doch auch ihre Größe und religiöse Bedeutung! Welche Zähigkeit steht in Jakob — auch sein Verlangen nach des Vaters Segen, so unschön es sich äußert, steht auf jeden Fall höher als Jesu Leichtsinn. Welche Glaubenskraft steht in Joseph! Eine ganz wundervolle, dabei tief tragische Gestalt ist Moses. Der Mann mit dem ägyptischen Namen und der ägyptischen Erziehung, der von seinem Volle nicht lassen kann, und der es trotz seines Undankes weiter lieb hat, und der ihm seinen Willen aufzwingt, da es in seiner Diesseitsgesinnung die Fleischköpfe Aegyptens höher einschätzt als Freiheit und Unabhängigkeit, ist doch ein Führer gewesen, wie wir ihn uns nur aus deutschem Stämme für das deutsche Volk wünschen möchten! Oder denken wir an David! Gewiß gefällt uns der unbekümmerte Held Saul manchmal besser, aber welche Riesengröße steht in David! Gerade wenn man den Gegensatz zwischen Israel und Juda betont, staunt man darüber, wie David sie hat zu einheitlichem Handeln vereinigen können!

Selbstverständlich wird kein Religionslehrer und kein Prediger auf den Gedanken kommen, die Sünden Jakobs, Josephs, Davids als Vorbilder hinzustellen. Auch die schaufflichen Nachsuchthandlungen wie im Buche Esther kann niemand gutheißen. Aber wohl läßt sich herausfinden, wie immer Säuber und reiner die Erelenntis unseres Gottes auch in diesen sündigen Menschen emportsteigt, wie sie von den Propheten Gottes geläutert wird und schließlich in Jesu ihre Vollendung findet.

Das Judentum hat dieser steigenden Erelenntis Gottes nicht folgen können. Es ist niemals über die Höhe etwa eines Jesaja hinausgekommen, und das eigentlich jüdische Buch, der Talmud, bedeutet sogar ein starkes Sinken von dieser Höhe. Das ist die furchtbar ernste Mahnung, die jüdische Geschichte auch für unser Volk enthält: wenn ein hochbegabtes Volk religiös verflacht, dann sinkt es in allen Stücken und wird, anstatt zum Segen, zum Fluche für die Menschheit!

Neumann.

(Obigen Artikel lag bereits druckreif vor und war mehreren Herren schon bekannt, ehe Nr. 30 der Blumenauer Zeitung erschien. Ich hatte es für richtiger gehalten, im Christenboten auf den Aufsatz des Urwaldsboten zu antworten, da diese Auseinandersetzung meines Erachtens nicht in die politischen Blätter gehört.)

Zur Judenfrage.

Der Apostel Paulus besuchte besonders die griechischen Städte wo schon viele Juden waren, wie wir aus der Apostelgeschichte ersehen. So kam er nach Ephesus, Tessalonich, Athen, Korinth. Nach Sparta kam er nicht. Dort gab es keine Juden. In Sparta lebte man ländlich, einfach, vaterländisch, genossenschaftlich. — Lebt wie die Spartaner, dann habt ihr keine Juden! Probe: In der neuen Kolonie lebt man wie in Sparta, daher auch ohne Juden. Der Versuch einer jüdischen Kolonie in Rio Grande do Sul ist gänzlich fehlgeschlagen. — Lebt wie die Spartaner, einfach, vaterländisch, genossenschaftlich und ihr habt keine Juden. A.

Das Judentum in Amerika.

Von Rev. John Stuart Comming, D. D., Newyork.
(Schluß.)

Die meisten Juden sind ausgesprochene Feinde des Christentums, und viele scheuen sich nicht, in Abrede zu stellen, daß dies ein christliches Land sei. Der „Freie Orden der B'nai Brith“ nahm gelegentlich seiner quinquenmalen Konvention in Cleveland im Juni 1920 einen Beschluss an, der sich gegen das Lesen der Bibel in der öffentlichen Schule Amerikas ausspricht. Weihnachtsfeiern in den öffentlichen Schulen werden bekämpft, und die Willage ist schon erhoben worden, daß es zum großen Teil dem Einfluß der Juden zuzuschreiben sei, daß die Weihnachts- und Osterfestzeiten durch geschäftliche Ausbeutungen entwürdigt werden und die Weihnachts- und Osterkarten unwürdige Darstellungen aufweisen.

Vom Standpunkt der Religion muß die jüdische Situation in Amerika in jedem Christen schwerwiegende Bedenken erwecken. Dieser Einfluß der amerikanischen Freiheit hat Unzufriedenheit mit den strengen Forderungen des orthodoxen Glaubens erweckt. Massenweise hat sich das Volk von der Tyrannie der Synagoge mit ihrem unabdingten Gehorsam gegen zeremonielle Spitzfindigkeiten losgesagt. Viele haben tiefe Züge getan an der Quelle der modernen Wissenschaft und haben versucht, den Judentum in Einklang zu bringen mit der modernen Auffassung der Religion, wie auch mit den modernen Lebensverhältnissen. Jedoch das durch ethische Kultur erworbene Heil verleiht nicht mehr Besiedigung als das Befolgen von Ritualgesetzen. Viele wenden sich der Christlichen Wissenschaft, der Theosophie, dem Spiritismus und anderen modernen Kulten zu. Andere haben den Sozialismus mit seiner Lehre von der menschlichen Bruderschaft als ihre Religion angenommen. Wieder andere sind Atheisten geworden und richten ihr Augenmerk rüdhaftlos auf das eine, Reichtümer zu sammeln und die Freude des Lebens zu genießen.

Die Juden selbst hegen im Hinblick auf diese bedauerlichen Zustände ernste Bedenken, und die leitenden Männer suchen das Volk zum Bewußtsein der geistlichen Gefahren aufzurütteln. Rabbi Stephen S. Wise von der „Freien Synagoge“ in Newyork erklärte vor kurzem: „Unsere Aufgabe ist es

nicht, mit denen zu argumentieren, die uns belehren wollen, sondern mit den Tausenden und Zehntausenden, die ihr Geburtsrecht für ein Linsengericht verkaufen. Nachdem wir unsern Kindern die Schlüssel zu den wohlgefüllten Sicherheitsgewölben gegeben haben, berauben wir sie ihrer geistlichen Erbschaft. Zwischen der 50. und 120. Straße wohnen 50 000 jüdische Familien, und ich stehe nicht an, zu sagen, daß nicht 10 Prozent derselben unsere Synagogen unterstützen. Wir stehen in Gefahr ein schriftloses, gottloses und sabbatloses Volk zu werden."

In der Januarausgabe des „Atlantic Monthly“ erschien ein gediegener Artikel aus der Feder des Rabbi Blau von dem „Tempel-Pniel-Synagoge“ in New York über „den modernen Pharisäer“. Darin sagt er: „Was die Synagogen betrifft, so scheint es, daß sie nicht wieder belebt werden können. Es ist nur noch wenig vorhanden. Der talmudische Judentum ist zusammengebrochen — scheinbar unrettbar. Das alte Zeremonialgesetz wird mehr durch Übertretung geehrt als durch Befolgung. Die Speisegefehe erhalten sich noch scheinbar als Anlaß für periodische Aufstände wegen der Fleischgesetze und als Entschuldigung für Profitgrabscherei. Der Samstagsabbat ist am Aussterben; sogar in von Juden dicht bewohnten Sektionen wird am Sabbat offen verlaufen und eingelaufen. Dazu ist die alte Erziehung auf Grund der rabbinischen Ordnungen dahin; aber keine neue Kultur ist an ihrer Stelle aufgetreten. Jüdische Eltern weigern sich, ihre Kinder in der heiligen Sprache der Propheten unterrichten zu lassen, weil das als altmodisch gilt. Was ist denn noch übrig geblieben? Ein lebloser Formalismus, den niemand ernst nimmt; hier und da ein trauriger Rest einer Volksitte bei Gelegenheit eines Todesfalls oder einer Hochzeit; etwas in die Augen fallende Liebestätigkeit; alles das kaum berührt von dem jährlichen Besuch der Synagoge am großen Verjährungsstag. Es ist, als ob der Geist aus der Hülle entflohen sei. Die alten Worte regen nicht an, die alten Ideale haben keinen Reiz. Und kein neues Sinai, von dessen donnernder Höhe der Gott zu seinem abgesunkenen Volke reden könnte.“ Er fährt fort: „So tragisch die religiösen Zustände unter vielen Juden auch sind, noch tragischer ist der des Judentums. Welch grohe Tragödie ist der Wandel eines Volks, das seinen Gott verloren hat! Die größere Tragödie ist das Los einer Religion, die die leidende Mutter der Religionen war, mit mehr als sieben Wunden geschlagen, von den Jürgen verlassen zu sein.“

Die unausbleibliche Folge der Abwendung von der Religion, besonders einer hoch ethischen Religion, wie der Judentum eine ist, ist moralische Versezung. Wer mit den Verhältnissen in unsern Großstädten bekannt ist, dem muß es aufgesessen sein, daß Diebstahl, Brandstiftung, Prostitution und Mord am Zunehmen ist. Dr. Robert W. Anthony führt in seinem Pamphlet, „A Study of the Jews in Greater New York“, die Worte eines Kämers an, dessen Zeugnis seiner hohen Stellung und seiner Erfahrung wegen großes Gewicht beigelegt werden darf und der selbst im Brownsville-Distrikt von Brooklyn sich aufhielt, wo 250 000 Juden wohnen. Er erklärt, daß dies die verkommenste Sektion sei, die er kenne; daß die sozialen Zustände und Maßstäbe unsagbar niedrig seien. Er sagt, daß kleine Kinder das Opfer von unnatürlichen Gebräuchen seien, und daß diese Perversion so alltäglich und so allgemein verbreitet sei, daß die gesellschaftlichen Kreise der Umgebung sie gar nicht beachten. In dem Maße, in dem die traditionellen Hemmungen abgetreift werden, verlieren die Juden ihren Ruhm, ein moralisches und gesetzliebendes Volk zu sein.

Um diesen Umständen entgegenzuarbeiten, sinnen die Führer des jüdischen Volkes auf allerlei Hilfsmittel. Hervorragende Juden haben sich diesem Unternehmen angellossen, aber da dem Appell weniger das religiöse Motiv als vielmehr das Volksbewußtsein zugrunde lag, ist wenig Hoffnung auf andauernden Erfolg darauf zu gründen. Andere Juden, wie Rabbi Blau, sehen im Zionismus die einzige Lösung des herzerreißenden Problems. Die Rückkehr der Juden in ihr altes Heimatland, ihre Absonderung von nichtjüdischem Einfluß und die Gelegenheit, den rabbinischen Judentum in seiner ursprünglichen Abgeschlossenheit wiederherzustellen, scheint ihm die einzige Tür der Hoffnung zu sein. Er sagt: „Das Heilmittel aller jüdischen Schäden ist die Geographie“. Aber Israels tiefste Denker sehen mit den Christen ein, daß das kein wirkliches Heilmittel ist, daß die einzige Lösung des Problems nicht in der Rückkehr nach Palästina bloß liegt, sondern in der Rückkehr zum lebendigen Gott.

Nachdem man die Lage der Juden von jedem anderen Gesichtspunkt aus erschöpfend untersucht hat, bleibt noch der eine, der am allerwichtigsten ist. Das ist der Gesichtspunkt der Heiligen Schrift, die sie als Volk Gottes hinstellt. Wir würden wohl daran tun, die ernste Aufmerksamkeit der Kirche auf die jüdische Frage vom Standpunkt der Schrift aus zu lenken. Obwohl wir uns hüten müssen vor einer phantastischen, überspannten, mechanischen und materialistischen Auslegung der Schrift, so kann doch nicht geleugnet werden, daß Weissagungen über das jüdische Volk sich finden, die noch nicht erfüllt sind. Rev. J. Mac Donald Webster sagt: „Die Tatsache, daß dieses Volk, welches Gott erwählt hat, das Organ seiner vorbereitenden Offenbarung zu sein, durch die Jahrhunderte hindurch eine wunderbare und fortlaufende Geschichte hatte, daß es trotz Uebelwollens, Verfolgung und Unterdrückung an Zahl zunimmt und heute an Leistungsfähigkeit stärker ist als je zuvor, kann nicht anders angesehen werden als ein Anzeichen, daß Gott sie im Hinblick auf die Vollendung seines Reiches für irgend einen hohen Zweck erhalten hat. Paulus behauptet, daß sie Gaben und Beruf von Gott haben, die ihn nicht gereuen, und daß ihre Wiederaufnahme Leben aus den Toten sein wird. Sie selbst werden sich in zunehmendem Maße bewußt, daß sie einen Beruf und eine große Bestimmung haben, und wenn wir auch als Christen nicht daran glauben können, daß diese Bestimmung ohne Zuwendung zu Christo erfüllt wird, so können wir auch nicht daran zweifeln, daß die Erfüllung ebenso sehr durch den Unglauben der Nichtjuden an den Juden als durch den Unglauben im Juden selbst aufgehalten werden mag. Unsere erste Aufgabe ist darum, sie zu der Erkenntnis des gekreuzigten und auferstandenen Christus zu führen. Mögen wir nicht, wenn das erreicht ist, ihre Mission und ihren Beruf darin sehen, daß sie den Namen Gottes in alle Welt tragen und daß das belehrte Israel den Evangelist der Nationen sein wird? Gewiß können wir nicht leugnen, es sei denn, daß wir in unsern Hochmut zu weise geworden sind, daß die Eroberung der Welt in irgend einer Weise mit der Bekämpfung der Juden verbunden ist. Man hat sie darum „Gottes Reservemannschaften“ genannt.“

Die religiöss-soziale Bewegung in ihrer Bedeutung für die Gegenwart.

Von Pastor Dr. Schreiner-Hamburg.

(Schluß.)

Gewiß, solche radikale Kritik kann auch Stärke sein, zumal wenn sie geboren wird aus der Erfahrung, daß diese Welt, so wie sie ist, eine Welt der Sünde ist. Man muß sich immer wieder darüber freuen, wie bei den Religiöss-Sozialen allerseits Optimismus des Feld-, Wald- und Wiesenliberalismus verschwunden ist, und dennoch: Kritik hat nur dann Sinn, wenn sie auch positiv neue Wege weisen kann, das kann man aber nicht, wenn man radikal mit der Geschichte bricht. Bezeichnend für die innere Haltung der Bewegung ist ein Artikel von H. Schultheiß in „Das neue Werk“, Nr. 1, 1921. Mit starken Worten schleudert er sein „Entweder — Oder“ gegen die Innere Mission: „Wir reden von Weltüberwindung, von Überwindung des dunklen Schicksals und wagen zu sagen, unsere heutige Christenheit sei von der Welt überwunden worden. Wie? Wenn uns die Innere Mission nur als ein schwacher Versuch erschien und als ein Vorläufer von etwas viel Größrem, Radikalerem, das die Innere Mission in ihrer Struktur, so wie sie heute ist, überflüssig macht? Mit demselben abwehrenden Gefühl, wie seinerzeit die Sozialdemokratie der sozialen Gesetzgebung gegenüberstand, wird heute der Christ der Inneren Mission gegenüberstehen, dem in dem Schrecken des Weltkrieges und an der Bibel eine Tür nach der Welt hin aufgegangen ist.“

Trotz der größten Hochachtung vor den Männern der Vergangenheit, trotz der restlosen Anerkennung der Arbeit der Inneren Mission, trotz der Einsicht in ihre heutige Aufgabe und Leistung, er wird ihr fühl abhängig gegenüberstehen müssen. Sie hatte ihre Zeit, aber verloren in die sterbende Kultur, deren Korrelativ sie war, wird sie mit dieser untergehen. Das neu erwachte christliche Gewissen erwartet gerade von ihr, die sie den tiefsten Einblick in die Trotzlosigkeit der Zustände hat, daß sie nicht weiter sich damit zufrieden gibt, um Almosen zu bitten, sondern daß sie eine Umgestaltung der Wirtschafts- und Gesellschaftsform fordert, die ihre Tätigkeit in vieler Hinsicht

überflüssig macht. Für das neue christliche Gewissen aber schließt die Sünde unserer Tage sich in dem einen Wort „Mammon“ zusammen. Wir verlangen damit gar nichts Neues, sondern vollziehen nur das in der Tat, wozu Jesus Christus den Impuls gab, wir vollziehen es, getrieben und handelnd aus der Auferstehungskraft in Christus heraus, sodass wir es nicht sind, sondern Christus, der sich Bahn bricht. Man muss es der Inneren Mission zugestehen, dass sie viel treues und ernstes Christentum in sich birgt; wenn sie aber im Verein mit der Kirche nur von der inneren Überwindung des Mammons redet und die durch die Herrschaft des Mammons verursachten Zustände nur lindert, nicht aber diesem Göoten an die Wurzel geht, so fragen wir erschaut, warum sie das nicht tut. Warum diese Lähmtheit, warum diese Genügsamkeit, warum der Verzicht? Die Innere Mission muss erkennen, dass sie trotz ihrem Tun doch nichts getan hat. Sie steht am Scheidewege, als ein Korrelativ der vergehenden Kultur mit zugrunde zu gehen, oder aber über sich selbst das Nein zu sprechen und damit das Ja.“

Niemand von uns wird sich den berechtigten Momenten, die in diesem Angriff stehen, verschließen können. Wir wissen ja alle selber, wie die offizielle Kirche mit Stoeder verfahren ist, wir wissen nur zu genau, wie wenig die Innere Mission trotz aller heißen Mühe bisher in der Arbeiterfrage hat ausrichten können. Wir wissen ebenso, dass die Christenheit zu wenig den Kampf gegen den Mammon zu ihrer Parole gemacht hat, dass ihr Protest gegen den Reichtum zu schwächerlich war, ja wir wissen auch gar wohl, dass wir an einem Scheidewege stehen, nämlich dort, wo alle unsere Organisation in Gefahr steht, ein tönendes Erz und eine klängende Schelle zu werden, wenn wir die Gemeinschaft verlieren mit dem Geist, der lebendig macht, aber: Mammon im Sinne Jesu ist nicht das Geld in seiner äusseren Erscheinung, sondern die Gier, mit der sich die Menschen daran fesseln. Mammon, der uns knechtet, kann alles sein und werden, an das wir uns binden und vernechten lassen: „Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden, Gott wirst du, liebst du Gott, und Erde, liebst du Erden.“

Es ist darum unbiblisch und ungeistig zugleich, von der christlichen Verlündigung den Kampf gegen den Kapitalismus als Wirtschaftsreform zu verlangen, denn es ist schlechterdings nicht einzusehen, was dieses System, das ja in den manigfachsten Schattierungen möglich ist, gegenüber dem Sozialismus als Wirtschaftssystem religiös weniger wertvoll machen könnte. Die Worte Jesu und der Geist des Neuen Testaments zielen ab auf Geist und Gemüth, aber nicht auf zeitgeschichtliche Ausprägungen besonderer Art. Die Entscheidung über diese könnte nie allein von religiössittlichen Beurteilungen aus gefällt werden. Das schönste System nützt mir nichts, wenn es praktischer Unsm ist.

Aber ganz abgesehen von dieser Frage stellen wir die Gegenfrage: „Was wird dann, wenn der Kapitalismus dahin ist?“ Sagt uns doch einmal positiv, wie ihr's dann machen wollt? Und die zweite Gegenfrage: „Ist nicht euer Glaube an die völlige Überwindung des Mammons in dieser Welt eine riesige Schwärmerie?“ Diese Welt ist wie das Menschenherz, eine Welt zweier Seelen. Die Teufelsseele wird nicht eher in ihr ausgerottet, bis Gott handelt, und der Tempel dieser Welt auf sein Wort in Staub zerfällt.“

Unsere Aufgabe aber ist es, diesen Tatbestand anzuerkennen und in tätigem Gehorsam gegen die Finsternis zu kämpfen, auch wenn wir wissen, wir röten sie nicht aus, sondern allein der allmächtige Gott.

In der ganzen Art, geschichtliche Erscheinungen zu verneinen, ohne etwas Besseres an ihre Stelle setzen zu können, liegt eine sittliche Kraftlosigkeit. Neben dem religiösen Enthusiasmus steht nicht zugleich der Kreuzewille, der in einfacher schlichter Tat auch das Kreuz von Raum und Zeit und geschichtlichem Gewordensein auf sich nimmt und darin gerade einen göttlichen Beruf sieht, er ist eine genaue Parallele zu dem modernen Wöntum der Jugendbewegung, die in manchen ihrer Schattierungen das Eingehen eines bürgerlichen Berufes, die harte Arbeit, das Kreuz des politischen Ringens entweder in ästhetischer Waschlappigkeit, schwärmerischer Unclarheit oder feiger Faulheit nicht auf sich nehmen will. Man könnte allen diesen Erscheinungen zurrufen: „Ihr habt ja die elementarste Anforderung sittlicher Persönlichkeit noch nicht erkannt: die Treue.“ Das ist kein böser Wille, gewiss nicht, aber eine schlechte Erkenntnis, die uns gegenwärtig in diesem Zustand der Unfruchtbarkeit in all diesen neuen Bewegungen erhält. Der gute Wille in seinem Wahn ist oft schlimmer, als der böse Wille.

Zum guten Willen gehört aber die gute Wirkung, darum rufen wir von der Inneren Mission den Religiös-Sozialen zu: „Wo ist eure Arbeit? Zeigt uns klare Ziele und wenigstens einen einigen Meter weiten brauchbaren Weg zu diesen Zielen.“

Aber trotz allem liegt doch etwas Positives in dieser Bewegung. Ich möchte es gerade mit den Worten von Schulteis wiederholt haben, indem ich sage, die religiös-soziale Bewegung, vor allen Dingen in Persönlichkeiten wie Rüter und Karl Barth — von denen der letztere übrigens auch bereits wieder andere Wege zu gehen scheint —, ist das Korrelativ für Kirche und Christentum des gegenwärtigen Zeitalters. Wo ist in unseren Reihen die innere Glut urchristlicher Frömmigkeit, der Drang nach Gemeinschaft, der Wille zur Weltüberwindung, der Glaube, dass Gott Herr ist über alles Leben, auch über Politik und Krieg und Völkerrecht? Hier sehen wir Bedeutung von Inhalten des Neuen Testaments, wie sie unser religiöses Leben in Kirche und Mission dringend notwendig braucht. Von diesem Gesichtspunkt aus kann man der neuen Bewegung schlechterdings nicht mit bloher Ablehnung gegenüberstehen, und die Hoffnung ist nicht allzu unberechtigt, dass sie in künftiger Zeit etwas von ihrer negativen Kritik verliert und in ihrem religiösen Leben der Gesamtheit unseres Vaterlandes wertvolle Anregungen und neue Kräfte schenkt.

Eine werdende deutsch-evangelische Nationalkirche in Brasilien.

Von Dr. Gottfried Fittbogen.

(„Deutsche Evang. Blätter für Brasilien“.)

Es ist bekannt, dass die evangelische Kirche der Siebenbürgen sich allmählich zur Nationalkirche entwickelt hat: die Kirche hat außer den religiösen und künstlichen Aufgaben, die ihr wie jeder Kirche zufallen, auch die Pflege des deutschen Volkstums selbst unter ihre Aufgabe aufgenommen; und das Volk bringt ihr zum Dank für diese Fürsorge reiche Liebe entgegen, sodass die Nationalkirche zugleich auch Volkskirche im vollen Sinne des Wortes ist.

Es gibt aber noch einen anderen Boden, auf dem eine deutsche evangelische Nationalkirche, wenn auch nicht fertig vorhanden, so doch jedenfalls in der Bildung begriffen ist: im südlichen Brasilien.

Trotz der weltweiten Entfernung, trotz der südlichen Zone, trotz den ganz anderen geschichtlichen Verhältnissen, trotzdem es sich in Siebenbürgen um eine achthundertjährige Geschichte, hier aber um einen Anfang von noch nicht hundert Jahren handelt — im Kern der Entwicklung besteht eine geradezu verblüffende Parallele. Denn die Grundlage beider Kirchenbildungen ist genau dieselbe: die Darstellung der an sich internationalen Religion im Gefäß eines bestimmten Volkstums, also die Verbindung deutschen und evangelischen Wesens. Beide Kirchen sind sowohl national wie kirchlich Diasporakirchen. Überall umgeben von Angehörigen fremder Völker und einer fremden Kirche, besteht für die deutschen evangelischen Gemeinden in Brasilien die entsprechende Tatsache wie für die sächsische Kirche Siebenbürgens: sie können nur so lange leben, wie das deutsche Volkstum in Brasilien lebt.

Aus dieser selben grundschichtlichen Einstellung erklärt sich der Parallelismus der Entwicklung hier wie dort. Während aber in Siebenbürgen sich längst feste, sehr feste Formen herausgebildet haben, ist in Brasilien noch alles im Wachsen begriffen.

Die deutsche evangelische Kirche hier wie dort ist Kolonialkirche. Sie hat also ein Interesse an der Verteilung des Grundbesitzes. Sie ist nur da vorhanden, wo deutsche Einwanderer sind. Am besten also für sie, wenn in einer Kolonie der Grundbesitz nur an deutsche und unter diesen nur an evangelische Ansiedler vergeben wird. Diese Dinge hat man früher dem Zufall überlassen, neuerdings aber beginnt die Kirche, wenigstens in dem südlichen Staat Rio Grande do Sul, die praktische Konsequenz aus dieser Erkenntnis zu ziehen, sie muss Einfluss auf die Kolonisten gewinnen in dem Sinne, dass sie die Bildung kleiner Diasporagemeinden, die schwer zu versorgen und auf die Dauer kaum zu halten sind, verhindert und dafür die Bildung national und kirchlich einheitlicher Siedlungskomplexe begünstigt. Zu dem Zwecke hat jetzt die Rio-grandenser Synode mit einem deutsch-brasilianischen Kolonisationsunternehmen einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge große Neusiedlungsgebiete ausschließlich für Siedler deutschen Stam-

mes und evangelischen Glaubens freigehalten werden. Hier ist die junge evangelische Kirche in Rio Grande do Sul auf Neuland jetzt besser als die sächsische Kirche Siebenbürgens auf altem Kulturboden. Gedanken an Kolonisation, wie sie Stefan Ludwig Roth hatte, wie sie auch während des Weltkrieges auftauchten, haben sich dort nicht verwirrlich lassen; aber in den ersten Zeiten nach der Einwanderung haben auch die Sachsen kolonisierend um sich gegriffen.

Ist der Landbesitz der deutschen Kolonisten, die sozusagen geographische Grundlage der evangelischen Kirche, so ist die deutsche Sprache ihre kulturelle Grundlage. Die Kirche muss also genau wie in Siebenbürgen alles tun, um die deutsche Sprache und die deutsche Kultur zu pflegen. Sie muss die deutschen Schulen in den einzelnen Gemeinden entweder selbst gründen oder den Schulverein, den sie ins Leben ruft, unterstützen. Denn ohne deutsche Schule ist auf die Dauer der Bestand des deutschen Elements und damit der Bestand der deutschen evangelischen Kirche unmöglich.

Wenn bisher immer von einer deutschen evangelischen Kirche in Brasilien die Rede war, so ist das ungenau, in Wirklichkeit gibt es eine solche Organisation noch nicht.

Ansfangs blieben die evangelischen Einwanderer bekanntlich sich selbst überlassen; wo dann die Kirchengemeinden sich bildeten, hatte man eine größere Anzahl autonomer Gemeinden, die miteinander nicht in Verbindung standen. Dieser chaotische Zustand dauerte bis gegen Ende des Jahrhunderts. Erst im Jahre 1886 setzte der Zusammenschluss ein: fünf Pfarrbezirke im Staat Rio Grande do Sul schlossen sich zur Rio-grandenser Synode zusammen, jetzt ist sie auf etwa 80 Pfarrbezirke angewachsen. Im Nachbarstaat Santa Catharina erfolgte der Zusammenschluss gar erst 1907. Diese beiden Synoden repräsentieren die Masse der deutschen evangelischen Gemeinden in Brasilien. Neben ihnen steht als dritte die deutsch-evangelische Synode Mittelbrasiliens; doch sind ihre Gemeinden auf nicht weniger als vier Staaten zerstreut.

Erst wenn dies erfolgt ist, können auch die speziell kirchlichen Aufgaben mit vereinten Kräften in Angriff genommen und gelöst werden. Dafür gehört vor allem die Heranbildung des theologischen Nachwuchses. Denn wie kann eine Kirche Bestand haben, die nicht für einen Nachwuchs ihrer Berufssarbeiter sorgt? — Die evangelischen Gemeinden Brasiliens haben bisher einfach ihre Pastoren aus Europa (die meisten aus Deutschland, einige auch aus der Schweiz) begogen. Auf die Dauer ist das unmöglich; eine bodenständige Kirche bedarf zwar nicht ausschließlich, aber doch in erheblichem Maße der bodenständigen Berufssarbeiter; dabei verfügt aber die deutsche evangelische Kirche Brasiliens, auch wenn sie wirklich zustande gekommen ist, nicht über die kulturellen Kräfte, um ihren Berufssarbeitern die nötige Berufsbildung selbst zuteil werden zu lassen. Was ist da zu tun?

Die siebenbürgisch-sächsische Kirche hilft sich, indem sie die jungen Leute, nachdem sie das Gymnasium in der Heimat besucht haben, an die reichsdeutschen Universitäten abgibt. Dort studieren sie an der Quelle der Wissenschaft Theologie und kommen dann nach Abschluß des Studiums nach Siebenbürgen zurück. Soweit ist man in Brasilien noch nicht. Man hat keine deutsche Schule, welche den Söhnen der Kolonisten den Anschluß an die deutsche Universität vermittelte. Doch hat neuerdings die Rio-grandenser Synode (sie hat die stärkste Gemeindezahl, die meisten Pfarrer, die beste Organisation, sie marschiert an der Spitze der Entwicklung, und die anderen Synoden können nichts Besseres tun, als ihr zu folgen) einen analogen Weg beschritten: sie will deutsche evangelische Jünglinge in der Heimat soweit vorbilden, daß sie in Deutschland ihre Berufsausbildung empfangen können. Nur handelt es sich — den unentwickelten Verhältnissen entsprechend — um nicht akademische Bildung. Es besteht bereits ein Diaspora-Predigerseminar in Deutschland, in Witten an der Ruhr, das besonders auf den brasiliensischen Dienst eingestellt ist. Bisher wurden dort nur Reichsdeutsche ausgebildet. Der Fortschritt ist nun der, daß die Rio-grandenser Synode auch Deutsche aus Brasilien dahin schicken will. Sie hat 1921 ein Proseminar zur Ausbildung von Pfarrern ins Leben gerufen; das dort vorbereitete Holz erhält sie dann, nach dem Worte Calvins, zu Pfeilen geschnitten, aus Witten zurück und bekommt so allmählich eine größere Anzahl von bodenständigen Berufssarbeitern, die brasiliensisches Heimatgefühl haben.

So ist hier eine deutsche evangelische Kirche auf brasiliensischem Boden in der Entwicklung begriffen. Sie arbeitet un-

ter der Sonne Brasiliens, ihre Angehörigen sind, mit Ausnahme der Pastoren, fast alle brasiliensische Staatsbürger und werden es immer werden. Ihre Aufgabe wird sie aber nur lösen können, wenn sie mit Bewußtsein Nationalkirche ist. Bisher sind die Deutschen Brasiliens zum großen Teil mehr aus Gewöhnung als aus eigenem Willen Deutsche. Hier vertiefend zu wirken, ist die Aufgabe der Kirche. Dann wird entsprechend dem „sächsischen Glauben“ in Siebenbürgen der deutsch-brasiliensische Glauben die deutschen evangelischen Gemeinden Brasiliens beseelen und stärken, daß ihnen die besondere Mission zugesunken ist, evangelisches und deutsches Wesen unlösbarer Verschmelzung unter dem südlichen Kreuz zu vertreten. Nur in diesem Zeichen kann die deutsche evangelische Kirche Brasiliens siegen.

Unsere Gottesdienste.

Es ist doch etwas Schönes am Sonntag im Gotteshaus eine andächtige Gemeinde versammelt zu sehen, auf deren Antlitz Feiertagsstimmung liegt und die sich bewußt ist: Gott ist gegenwärtig. Da merkt man die innere Anteilnahme, da kommt der Gefang nicht nur aus dem Munde, sondern aus dem Herzen, da achtet man auf Gottes Wort und die Predigt und hat einmal für eine Stunde die Dinge des täglichen Lebens vergessen. — So soll es sein — und wie ist es bei uns? —

Manchmal hat man den Eindruck als ob die kurz zuvor in der Vende begonnene Unterhaltung über die alltäglichen Dinge eifrig in der Kirche in der Zeit vor dem Gottesdienst weitergeführt wird. Manchen fällt es wirklich schwer am Eingang des Gotteshauses die Pfeife zum Verlöschen zu bringen; ich hab auch schon gesehen, daß in der Kirche die Maiszigarette im Munde verblieb. Während des Gottesdienstes sind es natürlich viele Männer, die sich gar nicht die Mühe machen, sich am Gemeindegebet zu beteiligen. Mancher mag wohl nicht lesen können, aber es sind nicht wenige, die des Lesens kundig sind und trotzdem aus Bequemlichkeit andere singen lassen oder meinen, der Pastor ist dazu da, der Gemeinde etwas vorzusingen. Ja, unser Gesang, ob der noch manchmal ein Lob Gottes zu nennen ist? Wenn man sich doch dabei ein wenig zusammennehme und mehr auf das Harmonium oder auf den Vorsänger, der in letzterem Falle meist der Pastor ist, achten würde. Und bei einer fremden Melodie nicht gleich das Buch zu klappen und denken: die kann ich nicht, sondern versuchen leise mitzusingen; was bei der ersten Strophe gar nicht gehen will, fängt bei der zweiten an, wird bei der dritten besser und kommt bei der vierten schon meist aus vollem Halse — aber, man muß eben wollen und daran fehlt es zu meist. Von der Predigt möchte ich am liebsten gar nichts sagen. Wer mit andächtigem Herzen in die Kirche kommt, wer nicht selbst die Gedanken hat: Gott will heute durch sein Wort zu mir reden, wer nicht versteht, seine Gedanken auf das Eine, was nicht tut, zu richten, der sitzt vergeblich auf seinem Platz. Wieviel mag es von solchen in unseren Gottesdiensten geben? — Und wer nun wirklich andächtig sein will, wird nicht selten durch andauerndes Kindergeschrei aus seinen Gedanken herausgerissen. Es ist verständlich, daß Mütter ihre kleinen Kinder mit in den Gottesdienst bringen, aber wenn ein Kind schreit, so wird eine verständige Mutter aus Rücksicht auf ihre Umgebung mit dem schreienden Kinde schnell das Gotteshaus verlassen. —

Es ließe sich da wohl noch mancherlei anführen; es soll genug sein. Religion ist Sache des Gefühls; im Gottesdienst müssen wir es fühlen, wie das Göttliche in das Menschliche, das Ewige in das Zeitliche hineinragt. Ziehe deine Schuhe aus, denn hier ist heiliger Boden. Ob wir nun in einem wirklichen Gotteshaus aus Steinen uns am Sonntag befinden oder nur in einem ärmlichen Bretterhaus, das wochentags als Schule dient, immer sei es uns gewiß, daß Gott bei uns ist. Und wenn wir diese Gedanken beim Betreten des Gotteshauses haben, dann wird in uns etwas von heiliger Ehrfurcht vor dem Ewigen zu finden sein und sie wird alles Alltägliche zurücktreten lassen, daß wir's wissen, was innlich und äußerlich das Rechte ist in unseren Gottesdiensten.

• Für den Familiensch. •

Das Fähulein der sieben Aufrechten.

Erzählung von Gottfried Keller.

Der Schneidermeister Hediger in Zürich war in dem Alter, wo der fleißige Handwerksmann schon anfängt, sich nach Tisch ein Stündchen Ruhe zu gönnen. So saß er denn an einem schönen Märztag nicht in seiner leiblichen Werkstatt, sondern in seiner geistigen, einem kleinen Sonderstübchen, welches er sich seit Jahren zugeteilt hatte. Er freute sich, dasselbe ungeheizt wieder behaupten zu können; denn weder seine alten Handwerksstitten, noch seine Einkünfte erlaubten ihm, während des Winters sich ein besonderes Zimmer erwärmen zu lassen, nur um darin zu lesen. Und das zu einer Zeit, wo es schon Schneider gab, welche auf die Jagd gehen und täglich zu Pferde sitzen, so eng verzähnen sich die Übergänge der Kultur ineinander.

Meister Hediger durfte sich aber sehen lassen in seinem wohlaußgeräumten Hinterstübchen. Er sah fast eher einem amerikanischen Squatter als einem Schneider ähnlich; ein träftiges und verständiges Gesicht mit starkem Badenbart, von einem mächtigen kahlen Schädel überwölbt, neigte sich über die Zeitung „Der schweizerische Republikaner“ und las mit fröhlichem Ausdruck den Hauptartikel. Von diesem Republikaner standen wenigstens fünfundzwanzig Foliobände, wohl gebunden, in einem kleinen Glasschrank von Nussbaum, und sie enthielten fast nichts, das Hediger seit fünfundzwanzig Jahren nicht mit erlebt und durchgekämpft hatte. Außerdem stand ein „Rotted“ in dem Schrank, eine Schweizergeschichte von Johannes Müller und eine Handvoll politischer Flugschriften und dergleichen; ein geographischer Atlas und ein Mäppchen voll Karikaturen und Pamphlete, die Denkmäler bitter leidenschaftlicher Tage, lagen auf dem untersten Brette. Die Wand des Zimmerchens war geschmückt mit den Bildnissen von Kolumbus, von Zwingli, von Hutten, Washington und Robespierre; denn er verstand keinen Spaß und billigte nachträglich die Schreckenszeit. Außer diesen Welthelden schmückten die Wand noch einige schweizerische Fortschrittsleute mit der beigefügten Handschrift in höchst erbaulichen und weitläufigen Denkschriften, ordentlichen kleinen Blattchen. Am Bücherschrank aber lehnte eine gut in Stand gehaltene, blanke Ordonnanzflinte, behängt mit einem kurzen Seitengewehr und einer Patronentasche, worin zu jeder Zeit dreißig scharfe Patronen standen. Das war sein Jagdgewehr, womit er nicht auf Hasen und Rebhühner, sondern auf Aristokraten und Jesuiten, auf Verfassungsbrecher und Volksverräther Jagd möchte. Bis jetzt hatte ihn ein freundlicher Stern bewahrt, daß er noch kein Blut vergossen, aus Mangel an Gelegenheit; dennoch hatte er die Flinte schon mehr als einmal ergriffen und war damit auf den Platz geeilt, da es noch die Zeit der Putsch war, und das Gewehr mußte unverrückt zwischen Bett und Schrank stehen bleiben; „denn“, pflegte er zu sagen, „keine Regierung und keine Bataillone vermögen Recht und Freiheit zu schützen, wo der Bürger nicht imstande ist, selber vor die Haustüre zu treten und nachzusehen, was es gibt!“

Als der wackere Meister mitten in seinem Artikel vertieft war, bald zustimmend nickte und bald den Kopf schüttelte, trat sein jüngster Sohn Karl herein, ein angehender Beamter auf einer Regierungskanzlei. „Was gibt's?“ fragte er barsch; denn er liebte nicht in seinem Stübchen gestört zu werden. Karl fragte, etwas unsicher über den Erfolg seiner Bitte, ob er des Vaters Gewehr und Patronentasche für den Nachmittag haben könne, da er auf den Drillplatz gehen müsse.

„Keine Rede, wird nichts daraus!“ sagte Hediger kurz. „Und warum denn nicht? Ich werde ja nichts daran verderben!“ fuhr der Sohn kleinlaut fort und doch beharrlich, weil er durchaus ein Gewehr haben mußte, wenn er nicht in den Arrest spazieren wollte. Allein der Alte versetzte nur um so lauter: „Wird nichts daraus! Ich muß mich nur wundern über die Beharrlichkeit meiner Söhne, die doch in andern Dingen so unbeharrlich sind, daß keiner von allen bei dem Berufe blieb, den ich ihn nach freier Wahl habe lernen lassen! Du weißt, daß deine drei älteren Brüder der Reihe nach, so wie sie zu exercieren anfangen mußten, das Gewehr haben

wollten und daß es keiner bekommen hat! Und doch kommst du nun auch noch angeschlichen! Du hast deinen schönen Verdienst, für niemand zu sorgen — schaff' dir deine Waffen an, wie es einem Ehrenmann geziemt! Dies Gewehr kommt nicht von der Stelle, außer wenn ich es selbst brauche!“

„Aber es ist ja nur für einige Male! Ich werde doch nicht ein Infanteriegewehr laufen sollen, da ich nachher doch zu den Scharfschützen gehen und mir einen Stützen zutun werde!“

„Scharfschützen! Auch schön! Woher erklärst du dir nur die Notwendigkeit, zu den Scharfschützen zu gehen, da du noch nie eine Kugel abgefeuert hast? Zu meiner Zeit mußte einer schon tüchtig Pulver verbrannt haben ehe er sich dazu melden durfte; jetzt wird man aufs Geratewohl Schütz, und Kerle steden in dem grünen Rod, welche keine Kugel vom Dach schießen, dafür aber freilich Zigarren rauchen und Halbherren sind! Geht mich nichts an!“

„Ei,“ sagte der Junge fast weinerlich, „so gebt es mir nur dies eine Mal; ich werde morgen für ein anderes sorgen, heute kann ich unmöglich mehr!“

„Ich gebe,“ versetzte der Meister, „meine Waffe niemand, der nicht damit umgehen kann; wenn du regelrecht das Schloß dieser Flinte abnehmen und auseinander legen kannst, so magst du sie nehmen, sonst aber bleibt sie hier!“ Und er suchte aus einer Vade einen Schraubenzieher hervor, gab ihn dem Sohn und wies ihm die Flinte an. Der versuchte in der Verzweiflung sein Heil und begann die Schloßschrauben loszumachen. Der Vater schaute ihm spöttisch zu; es dauerte nicht lange, so rief er: „Läßt mir den Schraubenzieher nicht so ausgliischen, du verdirbst mir die ganze Geschichte! Mach' die Schrauben eine nach der anderen halb los und dann erst ganz, so geht's leichter! So, endlich!“ Nun hielt Karl das Schloß in der Hand, wußte aber nichts mehr damit anzufangen und legte es seufzend hin, sich im Geiste schon im Straßammerchen sehend. Der alte Hediger aber, einmal im Eifer, nahm jetzt das Schloß, dem Sohn eine Lektion zu halten, indem er es erklärend auseinander nahm.

„Siehst du,“ sagte er, „zuerst nimmst du die Schlagfeder weg mittelst dieses Federhakens — auf diese Weise; dann kommt die Stangenfeder schraube, die schraubt man nur halb aus, schlägt so auf die Stangenfeder, daß der Stift hier aus dem Loch geht; jetzt nimmst du die Schraube ganz weg. Jetzt die Stangenfeder, dann die Stangenfeder, die Stange; icho die Studesschraube und hier die Studel; ferner die Nusschraube, den Hahn und endlich die Nuss; dies ist die Nuss! Reiche mir das Klauenfett aus dem Schänklein dort, ich will die Schrauben gleich ein bißchen einschmieren!“

Er hatte die benannten Gegenstände alle auf das Zeitungsbrett gelegt, Karl sah ihm eifrig zu, reichte ihm auch das Fläschchen und meinte, das Wetter habe sich günstig geändert. Als aber sein Vater die Bestandteile des Schlosses abgewischt und mit dem Oele frisch befeuchtet hatte, setzte er sie nicht wieder zusammen, sondern warf sie in den Deckel einer kleinen Schachtel durcheinander und sagte: „Nun, wir wollen das Ding am Abend wieder einrichten; jetzt will ich die Zeitung fertig lesen!“

Getäuscht und wild ging Karl hinaus, sein Leid der Mutter zu klagen; er fühlte einen gewaltigen Respekt vor der öffentlichen Macht, in deren Schule er nun ging als Rekrut. Seit er die Schule entwachsen war, er nicht mehr bestraft worden, und auch dort in den letzten Jahren nicht mehr; nun sollte das Ding auf einer höheren Stufe wieder angehen, bloß weil er sich auf des Vaters Gewehr verlassen hatte.

Die Mutter sagte: „Der Vater hat eigentlich ganz recht! Alle vier Buben habt ihr einen besseren Erwerb als er selbst, und das vermöge der Erziehung, die er euch gegeben hat; aber nicht nur braucht ihr den letzten Heller für euch selbst, sondern ihr kommt immer noch den Alten zu plagen mit Entlehnern von allen möglichen Dingen: schwarzer Frad, Perspektiv, Reifzeug, Nasiermesser, Hut, Flinte und Säbel; was er sich sorglich in Ordnung hält, das holt ihr ihm weg und bringt es verdorben zurück. Es ist, als ob ihr das ganze Jahr nur studiert, was man noch von ihm entlehnern könne; er hingegen verlangt nie etwas von euch, obgleich ihr das Leben und alles ihm zu danken habt. Ich will dir für heut' noch einmal helfen!“

Sie ging hierauf zum Meister Hediger hinein und sagte: „Lieber Mann, ich habe vergessen, dir zu sagen, daß der Zimmermeister Grymann hat berichten lassen, die Siebenmännergesellschaft komme heute zusammen und es seien Verhandlungen, ich glaube etwas Politisches!“ „So?“ sagte er sogleich angenehm erregt, stand auf und ging hin und her; „es nimmt

mich wunder, daß Frymann nicht selbst gekommen ist, um vorläufig mit mir zu reden, Rücksprache zu nehmen?" Nach einigen Minuten kleidete er sich rasch an, setzte den Hut auf und entfernte sich mit den Worten: „Frau, ich gehe gleich jetzt fort, ich muß wissen, was es gibt! Bin auch dieses Frühjahr noch keinen Tritt im Freien gewesen, und heute ist's so schön! Also adieu denn!"

„So! nun kommt er vor zehn nachts nicht mehr!" lachte Frau Hediger und forderte Karl auf, das Gewehr zu nehmen, Sorge zu tragen und es rechtzeitig wieder zu bringen. „Ja nehmen!" flagte der Sohn, „er hat ja das Schloß auseinandergetan, ich kann es nicht herstellen." „So kann ich es!" rief die Mutter und ging mit dem Sohn in das Stübchen. Sie kippte den Deckel um, in welchem das zerlegte Schloß lag, las die Federn und Schrauben auseinander und begann sehr gewandt, sie zusammenzufügen.

„Wo zum Teufel habt Ihr das gelernt, Mutter?" rief Karl ganz verblüfft. „Das habe ich gelernt," sagte sie, „in meinem väterlichen Hause! Dort hatten der Vater und meine sieben Brüder mich abgerichtet, ihnen ihre sämtlichen Büchsen und Gewehre zu putzen, wenn sie geschossen hatten. Ich tat es oft unter Tränen, aber am Ende konnte ich mit dem Zeug umgehen wie ein Büchsenmachersgelle. Auch hieß man mich im Dorfe nur die Büchsenmachersgelle, und ich hatte fast immer schwarze Hände und einen schwarzen Nasenzipfel. Die Brüder verschossen und verjubelten Haus und Hof, sodass ich armes Kind froh sein mußte, daß mich der Schneider, dein Vater, geheiratet hat."

Während dieser Erzählung hatte die gesichtete Frau wirklich das Schloß zusammengezogen und am Schachte befestigt. Karl hing die glänzende Patronentasche um, nahm das Gewehr und eilte spornstreichs auf den Exerzierplatz, wo er noch mit knapper Not anlangte, ohne zu spät zu kommen. Nach sechs brachte er die Sachen wieder zurück, versuchte nun selbst das Schloß auseinanderzunehmen und legte dessen Bestandteile wieder in den Schachteldeckel, wohl durcheinander gerüttelt.

Nachdem er ein Abendbrot verzehrt und es darüber dunkel geworden, ging er an die Schiffslände, mietete ein Schiffchen und fuhr längs den Ufern hin, bis er vor die Bläue am See gelangte, welche teils von Zimmerleuten, teils von Steinmetzen benutzt wurden. Es war ein ganz herrlichen Abend; ein lauer Südwind krauselte leicht das Wasser, der Vollmond erleuchtete dessen ferne Flächen und blitzte hell auf den kleinen Wellen in der Nähe, und am Himmel standen die Sterne in glänzend flauen Bildern; die Schneeberge aber schauten wie bleiche Schatten in den See herunter, fast mehr geahnt als gesehen; der industriöse Schmiedschnad, das Kleinliche und Unruhige der Bauart hingegen verschwand in der Dunkelheit und wurde durch das Mondlicht in größere ruhige Massen gebracht, kurz das Landschaftliche war für die kommende Szene würdig vorbereitet.

Karl Hediger fuhr rasch dahin, bis er in die Nähe eines großen Zimmerplatzes kam; dort sang er mit halblauten Stimme ein paarmal den ersten Vers eines Liedchens und fuhr dann langsam und gemächlich in den See hinaus. Von den Bauhözern aber erhob sich ein schlankes Mädchen, das dort gesessen, band ein Schiffchen los, stieg hinein und fuhr allmählich mit einigen Wendungen dem leise singenden Schiffer nach. Als sie ihm zur Seite war, grüßten sich die jungen Leute und fuhren ohne weiteren Aufenthalt Bord an Bord, in das flüssige Silber hinaus, weit auf den See hin. Sie beschrieben in jugendlicher Kraft einen mächtigen Bogen mit mehreren Schneckenlinien, welche das Mädchen angab und der Jüngling mit leisem Ruderrute mitmachte, ohne von ihrer Seite zu kommen, und man sah, daß das Paar nicht ungeübt war im Zusammenfahren. Als sie recht in die Stille und Einsamkeit geraten, zog das junge Frauenzimmer die Ruder ein und hielt still. Das heißt, sie legte nur das eine Ruder nieder, das andere hielt sie wie spielend über dem Rande, jedoch nicht ohne Zweck; denn als Karl, ebenfalls still haltend, sich ihr ganz nähern, ja ihr Schiffchen förmlich entern wollte, wußte sie sein Fahrzeug mit dem Ruder sehr gewandt abzuhalten, indem sie ihm jeweils einen einzigen Stoß gab. Auch diese Übung schien nicht neu zu sein, da sich der junge Mensch bald ergab und in seinem Schifflein still saß.

Nun fing sie an zu plaudern, und Karl sagte: „Liebe Hermine! Ich kann jetzt das Sprichwort umlehren und rufen: was ich in der Jugend in Fülle hatte, das wünsch' ich im Alter, aber vergeblich! Als ich zehn Jahre alt war und du sieben, wie oft haben wir uns da gefüßt, und nun ich zwanzig bin, bekomme ich nicht einmal deine Fingerspitzen zu küssen."

„Ich will ein für allemal von diesen unverschämten Lügen nichts mehr hören!" antwortete das Mädchen halb zornig, halb lachend, „alles ist erfunden und erlogen, ich erinnere mich durchaus nicht an solche Vertraulichkeiten!"

„Leider!" rief Karl; „aber ich um so besser! Und zwar bist du gerade die Tonangeberin und Verführerin gewesen!"

„Karl, wie häßlich!" unterbrach ihn Hermine; aber er fuhr unerbittlich fort: „Erinnere dich doch nur, wie oft, wenn wir müde waren, den armen Kindern ihre zerrissenen Körbe mit Zimmerpänen füllen zu helfen, zum steten Verdrusse euren Polierer, wie oft mußte ich dann zwischen den großen Holzvorräten, ganz im verborgenen, aus kleinen Hölzern und Brettern ein Häuslein bauen mit einem Dach, einer Tür und einem Bänklein darin! Und wenn wir dann auf dem Bänklein saßen bei geschlossener Tür, und ich meine Hände endlich in den Schöß legte, wer fiel mir dann um den Hals und küßte mich, daß es kaum zu zählen war?"

Bei diesen Worten wäre er fast ins Wasser gestürzt; denn da er während seiner Reden sich unvermeidlich wieder zu nähern gesucht hatte, gab sie seinem Schifflein plötzlich einen so heftigen Stoß, daß es beinahe umschlug. Hell auf lachte sie, als er den linken Arm bis zum Ellbogen ins Wasser tauchte und darüber fluchte.

„Wart' nur," sagte er, „es kommt gewiß die Stunde, wo ich dir's eintränken werde!"

„Hat noch alle Zeit," erwiderte sie, „bitte übereilen Sie sich nicht; mein schöner Herr!" Dann fuhr sie etwas ernster fort: „Der Vater hat unsere Geschichte erfahren; er will nichts davon wissen, er verbietet uns alle ferneren Gedanken daran; so stehn wir also!"

„Und gedenkt du dem Ausspruch deines Herrn Vaters dich so fromm und unwiderruflich zu fügen, wie du dich anstellst?"

„Wenigstens werde ich nie das erklärte Gegenteil von seinen Wünschen tun und noch weniger mich in ein feindliches Verhältnis zu ihm wagen; denn du weißt, daß er die Dinge lang nachträgt und eines tief um sich fressenden Großes fähig ist. Du weißt auch, daß er, schon seit fünf Jahren Witwer, meinetwegen nicht wieder geheiratet hat; ich glaube, das kann eine Tochter immer berücksichtigen! Und weil wir einmal dabei sind, so muß ich dir auch sagen, daß ich es unter diesen Umständen für unschädlich halte, uns so oft zu sehen; es ist genug, wenn ein Kind inwendig mit seinem Herzen nicht gehorcht; mit äußeren Handlungen täglich zu tun, was die Eltern nicht gern sähen, wenn sie's wüßten, hat etwas Gehässiges, und darum wünsche ich, daß wir uns höchstens alle Monat einmal allein treffen, wie bisher fast alle Tage, und im übrigen die Zeit über uns ergehen lassen."

„Ergehen lassen! Und du kannst und willst wirklich die Dinge so gehen lassen?"

„Warum nicht? Sind sie so wichtig? Es ist dennoch möglich, daß wir uns bekommen, es ist möglich, auch nicht! Und die Welt wird doch bestehen, wir vergessen uns vielleicht von selbst, denn wir sind noch jung; und in keinem Fall scheint's mir groß Aufhebens zu machen!"

Diese Rede hielt die siebzehnjährige Schöne mit scheinbarer Trockenheit und Kälte, indem sie die Ruder wieder ergriff und landwärts steuerte. Karl fuhr neben ihr, voll Sorgen und Furcht und nicht minder voll Angst über Hermine's Sie freute sich halb und halb, den Wildfang in Sorgen zu wissen, war aber doch auch nachdenklich über den Inhalt des Gesprächs und besonders über die vierwöchentliche Trennung, welche sie sich auferlegt hatte.

So gelang es ihm, sie endlich zu überraschen und sein Schiff mit einem Rude an das ihre zu drücken. Augenblicklich hielt er ihren schlanken Oberkörper in den Armen und zog ihre Gestalt zur Hälfte zu sich herüber, sodass sie beide halb über dem tiefen Wasser schwieben, die Schiffchen ganz schief lagen und jede Bewegung das völlige Umschlagen mit sich brachte. Die Jungfrau fühlte sich daher wehrlos und mußte es erdulden, daß Karl ihr sieben oder acht heftige Küsse auf die Lippen drückte. Dann richtete er sie samt ihrem Fahrzeug wieder sanft und sorglich in die Höhe; sie strich die Locken aus dem Gesicht, ergriff die Ruder, atmete heftig auf und rief, mit Tränen in den Augen, zornig und drohend: „Wart' nur, du Schlingel, bis ich dich unter dem Pantoffel habe! Du sollst es, weiß Gott im Himmel, verspüren, daß du eine Frau hast!" Damit fuhr sie, ohne sich weiter nach ihm umzusehen, mit raschen Ruderschlägen nach ihres Vaters Grundstück und Heim-

wesen. Karl dagegen, voll Triumph und Glückseligkeit, rief ihr nach: „Gute Nacht, Fräulein Hermine Frymann! Es hat gut geschmeidt!“

(Fortsetzung folgt.)

Konfirmandensammlung Blumenau.

Für die Verschönerung der Kirche haben gegeben: Helene Hinkeldey 5 \$; je 2 \$ Paul Metzger, Rudolf und Richard Redelberg, Wilhelm Currin, Paula Küller, Adele Rüdiger, Ella Kreitlow, Ida Maas, Gertrud Schweißer; je 1 \$ Emil Reif, Heinrich Tällmann, Walter Rothbarth, Harry Wehmuth, Hedwig Beims, Herta Dittrich, Frieda Erhardt, Leonida Liebenberg, Gertrud Roeden, Ludowina Schönau; kleinere Gaben Arnold Alsfahrth, Arnold Dittrich, Arnold Torow, Markus Labe, Walter Lange, Walter Puhlmann, Rudolf Rüdiger, Paul Seefeld, Nachbart Rosenbrod, Agnes Alsfarth, Henriette Ansel, Helene Bahr, Thella Bublik, Pauline Enke, Else Oestreich, Amande Ittner, Frida Schogarde — zusammen 41 \$300. Von 76 Konfirmanden haben sich 37 beteiligt.

Herzlichen Dank!

Pfarrer Neumann.

Liebesgaben.

Für arme und kranke Kinder in Grünberg in Schlesien von den Konfirmanden in Timbó: Adolf Hoeschl, Richard Zalostelsky, Olga Bein, Irma Brandes, Wally Clasen, je 2 \$; Rudolf Erdmann, Alfred Manske, Frieda Guehler, Ida Horndina, Frieda Hordina, Frieda Lachle, Auguste Röpke, Ella Spieh, Walpurga Scheidemantel, Klara Wolff je 1 \$; Alma Koffke 0 \$800; Oskar Bachmann, Leopold Wolter, Rosa Albrecht, Else Ewald, Emma Huhn, Agnes Maas, Wanda Strey, Selma Thurow je 0 \$500; Artur Borchardt, Alfred Krüger, Johann Schley, Thella Kannenberg, Emma Klug je 0 \$400; Cäcilie Wilbraz 0 \$300; Friedrich Bolduan, Richard Ewald, Adolf Kannenberg, Louis Krüger, Else Böning, Adele Eidenberg, Marie Klug je 0 \$200; Lydia Bell 0 \$100. Von 82 Konfirmanden haben sich 38 an der Sammlung beteiligt. Frau Pawlowsky Benedetto Novo 2 \$. Gesamtsumme 30 \$600. Herzlichen Dank.

P. Höhfeld.

Für die Notleidenden in Deutschland gingen ein: Christnachfollekte Itoupava 28 \$700, bei verschiedenen Gelegenheiten 5 \$600, Trauung Baumann-Tomm 28 \$500, Ungenannt, Fidelis, 5 \$, zusammen 42 \$. Für diese Summe wurde Fett, Kaffee, und Zucker an das Altersheim in Züllichau gesandt.

Allen Gebären herzlichsten Dank! Weitere Gaben nimmt gern entgegen.

Pfarrer Ossas.

Quittung.

142 \$000 sind mir aus der Gemeinde zur Anschaffung eines neuen Pferdes überreicht worden, wofür ich den freundlichen Spendern auf diesem Wege herzlichst danke.

Pfarrer Ossas.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 6. Mai, 9 1/2 Uhr, Gottesd. und heil. Abendm. in Belchior; 3 Uhr nachm. in Bahü. Donnerstag, 10. Mai, 9 1/2 Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau. Sonntag, 13. Mai, 9 1/2 Uhr vorm., Gottesd. in der Marcia; 7 1/2 Uhr abends, Gottesd. in Blumenau. Pfingstsonntag, 20. Mai, 9 1/2 Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau. Pfingstmontag, 21. Mai, 9 1/2 Uhr vorm., Gottesd. in der Belha. Sonntag, 27. Mai, 9 1/2 Uhr vorm., Gottesd. in Gaspar. Sonntag, 3. Juni, 9 1/2 Uhr vorm., Gottesd. in Russland; 7 1/2 Uhr abends, Gottesd. in Blumenau.

An jedem Montag in Blumenau, Mittwoch in Altona, Donnerstag bei Alfred Beims in der Belha, Freitag in Itoupava-Morte findet nachmittags 3 Uhr Religionsunterricht statt. An jedem Sonntag, eine Stunde vor Beginn der Gottesdienstzeit, Kindergottesdienst in Blumenau.

Pfarrer Neumann.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

Sonntag, 6. Mai, Gottesd. in Untere Massaranduba; anschließend Konfirmanden-Annahme und Unterricht. Himmelfahrt, 10. Mai, Konfirmation mit Beichte und heil. Abendm. in Fidelis. Sonntag, 13. Mai, Gottesd. im 13. Mai. Pfingstsonntag, 20. Mai, Konfirmation mit Beichte u. heil. Abendm. in Itoupava. Pfingstmontag, 21. Mai, Konfirmation mit Beichte u. heil. Abendm. in Itoupava-Rega. Pfingstdienstag, 22. Mai, Gottesd. in Serafim. Sonntag, 27. Mai, Gottesd. in Rio Bonito. Die Gottesdienste beginnen um 9 1/2 Uhr vorm. Pfarrer Ossas.

Vereinigte Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, 6. Mai, Gottesd. in Badenfurt. Himmelfahrt, 10. Mai, Gottesd. in Alto Testo. Sonntag, 13. Mai, Gottesd. in Testo Central. Pfingstsonntag, 20. Mai, Gottesd. in Badenfurt. Pfingstmontag, 21. Mai, Gottesd. in Fortaleza. Sonntag, 27. Mai, Gottesd. in Itoupavazinha. Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr vormittags. Pfarrer Kessel.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Donnerstag, 10. Mai, Himmelfahrt, Gottesd. in Pommerode. Sonntag, 13. Mai, Gottesd. in Ober-Rega. Pfingstsonntag, 20. Mai, Gottesd. in Pommerode. Pfingstmontag, 21. Mai, Gottesd. in Rio Serro. Sonntag, 27. Mai, Gottesd. in Testo Central. Sonntag, 3. Juni, Gottesd. in Benjamin Constant. Sonntag, 10. Juni, Gottesd. in Ribeirão Grande. Sonntag, 17. Juni, Gottesd. in Pommerode. Sonntag, 24. Juni, Gottesd. in Rio Serro.

Pfarrer Lange.

Evangelische Gemeinde Timbó.

Sonntag, 6. Mai, Gottesd. in Carijos; 3 Uhr nachm. Gottesd. in Obermulde. Donnerstag, 10. Mai (Himmelfahrt), Konfirmation und heil. Abendm. in Cedro Alto. Sonntag, 13. Mai, Gottesd. in Freiheitsbach. Pfingstmontag, 20. Mai, Gottesd. in Timbó; danach Kinder-gottesdienst. Pfingstmontag, 21. Mai, Gottesd. in Rio Adda. Sonntag, 27. Mai, Gottesd. in Beneditto Novo. Sonntag, 3. Juni, Gottesd. in Cedro Alto. Sonntag, 10. Juni, Gottesd. in Carijos. Sonntag, 17. Juni, Gottesd. in Freiheitsbach. Sonntag, 24. Juni, Gottesd. in Santa Maria. Die Gottesdienste beginnen um 1/2 10 Uhr vorm.

Pfarrer Höhfeld.

Evangelische Gemeinde Hammonia.

Sonntag, 6. Mai, 9 Uhr vorm., Konfirmation und heiliges Abendm. in Neu-Bremen. Himmelfahrt, 10. Mai, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Hammonia; 3 Uhr nachm., Gottesd. in Neu-Breslau. Sonntag, 13. Mai, 9 Uhr vorm., Konfirmation und heiliges Abendmahl in Hammonia.

Pastor Grimm.

Evangelische Gemeinde Bella Aliança.

Sonntag, 6. Mai, 10 Uhr vorm., Gottesd. in der Schule am Cobre-Südarm. Himmelfahrt, 10. Mai, 10 Uhr vorm., Konfirmation u. heil. Abendm. am Mosquito. Pfingstsonntag, 20. Mai, 10 Uhr vorm., Gottesd. am Südarm. Pfingstmontag, 21. Mai, 10 Uhr vorm., Gottesd. an der Dontra.

Pfarrer Hahn.

Evangelische Gemeinde Itajahy.

Sonntag, 13. Mai, Gottesd. in Itajahy.

Pfarrer Ratzsch.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, 6. Mai, Gottesd. in Brusque.

Pfarrer Ratzsch.